

Besprechungen.

Frauenfrage.

Stilles Frauenheldentum od. Frauenapostolat in den ersten drei Jahrhunderten des Christentums. Von P. Georg Sangauer O. S. F. S., Dr. phil. et theol., Religionsprofessor. gr. 8° (XVI u. 128 S.) Münster i. W. 1922, Aschendorff. G M 2,25; geb. M 3,50

In dem ersten Teile seiner verdienstvollen Arbeit würdigt der Verfasser die Stellung der Frau innerhalb und außerhalb des Christentums. In gedrängten, aber inhaltreichen Ausführungen zeigt der erste Artikel dieses Teiles, wie „traurig, drückend und entwürdigend“ das Los der Frau bei den vor- und außerchristlichen Völkern war und ist. Der zweite Artikel zeichnet die Würde der Frau im Christentum. Da bezeugen Schrifttexte, Grabinschriften, Katakombenbilder, daß die Frau im Christentum eine selbständige, sittliche Persönlichkeit ist, daß das Christentum der Frau eine höhere Stellung und Würde gab, als sie bei irgend einem andern Volk inne hatte.

Der zweite, ausführlichere Teil der Schrift belehrt uns über den Anteil der Frau an der Ausbreitung und Kräftigung des Christentums in den ersten drei Jahrhunderten. Die sechs Kapitel dieses Teiles: — die mildtätige, eifrig werbende Schülerin, die standhafte Märtyrin, die wohlthätige Patronin, die geduldige Sklavin, die einflußreiche Aristokratin, die Stellung der Frau in der kirchlichen Hierarchie —, geben ein anschauliches Bild, wieviel die Kirche in den ersten drei Jahrhunderten der dienstfertigen Hand, dem feinfühlenden, kühnen, großmütigen Herzen der Frau zu danken hat; sie beweisen, daß der Verfasser den rechten Titel für sein Buch gewählt hat. — Auf Seite 13 würde die Unterscheidung zwischen Ost- und Westindien zu größerer Klarheit beitragen. Die wissenschaftliche Schrift wendet sich an wissenschaftlich gebildete Leser; dem praktischen Arbeiter kann sie für einschlägige Themen in Predigt und Vortrag reich und anregende Quelle sein. Hoffentlich erfüllt sich der Wunsch des Verfassers, daß seine Schrift zum intensiveren Studium der Frauenfrage anregen möge.

Johannes B. Steinmeg S. J.

Völkerkunde.

Im Lande des Dju-Dju. Reiseerlebnisse im östlichen Stromgebiet des Niger von Hermann Degner. Mit zahlreichen

Abbildungen, Zeichnungen und Karten. 8° (388 S.) Berlin (1923), Scherlverlag.

In unsre alte, unbergeliche Kolonie Kamerun führt uns dieses mit heißer deutscher Seele geschriebene Buch. Die geo- wie ethnographisch vielfach noch dunkle mittlere Nordwestgrenze, etwa von Jola bis zum Großfluß, leuchtet sich hier vor den Augen des gespannt folgenden Lesers. Hat es doch der verdiente Kolonialoffizier Degner (derselbe, der während des Weltkrieges das Innere Deutsch-Neuguineas durchforschte) prächtig verstanden, die an und für sich tote Linie einer endgültigen Grenzfestlegung, die er hier gegen Britisch-Nigeria gemeinsam mit einer englischen Abordnung unter beiderseitiger Begleitung zahlreicher einheimischer Soldaten und Träger in der Trockenzeit von 1912 auf 1913 vorzunehmen hatte, zu einer licht- und lebensvollen Forscherbahn zu gestalten und so Flegels und Pafsarges Entdeckerwege weiterzuführen.

Ein wichtiges Übergangsgebiet, gekennzeichnet und bereichert durch Berührung und Mischung von Gegensätzen, ist die durchgemessene über 500 km lange Grenzstrecke. Geographisch folgt sie im wesentlichen dem nordwestlichen, teilweise basaltüberdeckten Urgesteinsrand der großen, das ganze südafrikanische „Dreieck“ erfüllenden Hochfläche, die hier steil zum Venue abfällt, von dessen linken Nebenflüssen schnellere durchbrochen und durch vereinzelte Inselberge noch gegen das endlos blauende Tiefland fortgesetzt. In wechselndem Auf und Ab geht es somit hier über lustige Gebirgsvorposten, wie z. B. Innerkameruns Höchsterhebung, die von Degner zuerst erstiegene und auf 2185 m gemessene Vogelspitze, dort durch schwüle, oft sumpfige Flußniederungen mit ihrer Malaria und besonders Tsetseplage, der schließlich alle mitgeführten Pferde zum Opfer fielen. Dem freien Grasland der Höhen steht der Galeriewald der Flußufer gegenüber. Ins Große steigert sich indes dieser Gegensatz erst mit der Wasserscheide zum Großfluß, wo plötzlich die lichte Savanne des Binnenlandes erstrahlt wird in dem meeresgleich alles überflutenden, fast undurchdringlichen, feuchtdumpfen und schattendunklen Tropenurwald der Küstengegend. Diese bedeutsamste Naturscheide trennt nicht nur wesentlich verschiedene Pflanzen- und Tierwelten, sondern auch die beiden großen Gruppen der Sudan- und Bantuneger. Überraschend wirkt der un-

vermittelte Übergang von dem hohen, starken Sudanneger zu dem hier im äußersten Nordwesten seines Verbreitungsgebietes kleinen, schwächlichen Bantu. Begreiflich, daß der Verfasser deshalb volkstümlich von „grundverschiedenen Rassen“ (S. 344) spricht, obwohl die Mittelafrika durchquerende Trennungslinie zwischen Sudanneger und Bantu, ungeachtet örtlicher Abweichungen im Körperbau, wesentlich nur sprachlich, nicht anthropologisch bedingt ist.

Die Vorliebe des Verfassers gehört den Sudannegern des innern Graslandes. Der Reihe nach berührte er von ihren Stämmen die Tschamba und Dakka, die Dsikum (Djukum), Djumperi, Bafum, Munschi und Utscho. Was er im unterhaltenden Erzählerton von ihren körperlichen und kulturellen Eigenheiten mitteilt, ist größtenteils auch völkerekundlich wertvoll, wenigstens eine genauere wissenschaftliche Behandlung nach ethnologischen oder gar kulturhistorischen Gesichtspunkten außer Betracht lag. Ein gemeinsamer hervorstechender Zug dieser noch heidnischen Stämme liegt in ihrem Glauben an den „Dju-Dju“ oder vermeintlich unwiderstehlichen Zauber, dem sie fast alles Unheil zuschreiben. Das ganze Buch ist von lebenswahren Beispielen dieses Dju-Dju-Glaubens durchsetzt und rechtfertigt so seinen Titel. In anerkennenswerter Weise suchte der Verfasser bei seinen Negern diesem traurigen Irrwahn entgegenzutreten, allerdings wohl zu ausschließlich durch rein natürliche Aufklärung, die so gut wie wirkungslos blieb. Ein tieferer christlicher Gedanke findet sich nicht angeregt, wie man hier und da auch dieser oder jener Negerfeste gegenüber den Ton etwas mehr ethisch durchhaucht wünschen möchte. Auch das gehörte unsres Erachtens zu dem warmen „deutschen Herzen“, das der Verfasser dem Neger sonst sichtlich entgegenzubringen bemüht war.

Noch farbenprächtiger wird das gezeichnete Völkerbild durch die besonders im Norden verstreuten mohammedanischen Fulbe (Fulla) und Haussa. Stehen wir hier doch in dem Gebiete, wo vor gar nicht langer Zeit die hamitischen Fulbe, ursprünglich wohl aus dem Osten stammend, in blutigen Eroberungszügen den Islam und die Sklaverei südwärts bis ins Herz Kameruns trugen. Zahlreiche Dorfruinen, besonders südwestlich der Vogelspize, künden noch von jenen unmenschlichen Sklavenjagden, die nunmehr hoffentlich endgültig der Vergangenheit angehören. Und jetzt nach Aufhören des einträglichen Sklavenraubs sehen die verarmenden Fulbe ihren Besitz immer

mehr in die geschickten Händlerhände der von ihnen einst unterworfenen Haussa, dieser „schwarzen Juden“ Afrikas, wandern — eine wohlverdiente Nemesis!

Mitten in solche lebendige, noch heute fortwirkende Entwicklungen und Umschichtungen jener nordwestkamerunischen Grenzvölker versetzt uns das Degnersche Buch, und darin liegt sein hauptsächlichster Wert, ganz abgesehen von den prächtigen Naturschilderungen und fesselnden Jagdbildern, die seine Lesung vielfach zum Genuß machen. Und was uns Deutsche nach dem bitteren Raub unsrer Kolonien und der Verneinung deutscher Kolonisationsfähigkeit trösten kann, ist die oft ungeheuchelt hervorbrechende Freude, womit die eingeborene Bevölkerung ihre Einbeziehung ins deutsche Schutzgebiet begrüßte. Möge eine gerechtere Zeit uns bald wieder Gelegenheit geben, im freien Wettstreit mit den andern christlichen Kulturvölkern dem armen, in mehrfacher Knechtschaft schmachtenden Neger wahre Freiheit, Bildung und Gesittung zu bringen!

August Padtberg S. J.

Literaturgeschichte.

Das Schicksal als poetische Idee bei Homer. Von Dr. P. Engelbert Eberhard O. E. S. A. 8^o (80 S.) Paderborn 1923, Schöningh.

Die Homerforschung wendet sich in jüngerer Zeit wieder der religiösen Seite der Dichtungen zu. Das ist zu begrüßen. Eberhard sucht in vorliegender Arbeit die Bedeutung des Schicksals, der Moira (Misa), bei Homer aufzuklären. Diese Moira ist eine rätselhafte Sphinx: bald scheint sie von Zeus abhängig zu sein, bald steht sie selbständig neben ihm und der Gesamtheit der Götter, bald tritt sie über Zeus selbst herrschend auf. Eine Einigung der Ausleger in der Frage ist bisher nicht erzielt. Nach dem Vorgang neuerer Forscher, darunter seines Lehrers Engelbert Drerup, glaubt nun Eberhard über alle Schwierigkeiten einfach durch die Annahme hinauszukommen, daß der ganze Götterapparat des homerischen Epos in erster Linie nicht religiösen, sondern technischen Zwecken diene, und das gelte auch vom Schicksal. Die Moira sei in der dichterischen Komposition nichts anderes als die konzentrierte poetische Idee, wonach der Ablauf der Handlung von vornherein eingestellt sei. Im Verhältnis zu Zeus aber laufe ihre Funktion darauf hinaus, zu verhüten, daß die Handlung etwa durch ihn in eine andere Richtung gedrängt werde, als es im Rahmen der dichterischen Anlage angängig wäre. Wenn das zu geschehen